



Nr. 228:

Freitag, den 29. September 1905.

20. Jahrgang

Morisch.

Roman von Friedrich Jacobien.

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Es dünkte ihn gleichgültig, ob die einen schwelgen und die andern darben, ob die einen aus Marmor bauten und die andern aus Roth, ob die einen ihre Million durch Spekulation erwarben oder die anderen ihre Groschen durch Diebstahl — er fühlte sich in diesem wogenden Leben nur als Individuum, das seine Sonderzwecke verfolgt und mit zynischem Lächeln zur Auswahl der Mittel schreitet.

Der Zweck lag klar vor seinen Augen.

Er wollte ein Weib gewinnen, das seinen Durst nach Frauenschönheit und Frauenleidenschaft stillte und ihm zugleich durch Glanz und Reichtum die verlorene Stellung in der Welt zurückgab; aber es stand ihm für beides ein Mensch im Wege, und für die Beseitigung dieses Menschen mußte ein Mittel gefunden werden.

Das Beseitigen war der Tod.

Nicht das Töten im gemeinen, brutalen Sinne des Wortes, sondern die Thatsache des Sterbens, die auf eine verfeinerte Weise herbeigeführt werden konnte, so daß dem Zufall ein Spielraum gelassen wurde und das Gewissen einen Hebel behielt, mit dem es sich nothdürftig zu decken vermochte.

Franz Schubert dachte mit einem halb-mitleidigen Lächeln an den Aberglauben seiner Bergheimath, wonach es durch zauberischen Hokusfokus oder durch gotteslästerliches Gebet möglich sein soll einem überlästigen gewordenen Menschen oder einem Feinde in die Ewigkeit zu verhelfen, und er entsann sich, daß juristische Haarspalter sogar die Strafbarkeit eines solchen Versuches mit untauglichen Mitteln konstruirt hatten.

Er fühlte sich zu klug, um mit untauglichen Mitteln wirken zu wollen, aber es gab noch andere, die den Zufall benutzen und die den Zufall jene häßliche Arbeit verrichten lassen, an der sich leidlich saubere Hände nicht befudeln mögen.

Du weisst als Arzt, daß dein Freund den Tod in der Brust trägt, daß sein Herz einem gesprungenen Gefäße gleicht, dessen Wände unter einer einzigen heißen und jähen Blutwelle zusammenbrechen müssen.

Und du hütetest ihn mit einer angstvollen Sorge, du hältst deine Hände über ihn, daß keine Erregung seines Herzens Schläge beschleunigt, du lägst ihm in das Antlitz, wenn es gilt eine Schreckenskunde zu verheimlichen, oder wenn du auch nur dem Gram und der Sorge das Schlüsselloch verstopfen kannst.

Wenn er aber dein Feind ist? —

Die Außenwelt war breiter geworden und sie wurde wieder schmaler; drüben zur rechten Hand flimmerten die Lichter von Uhlenhorst, wo ehemals die Millionen sich zusammengefunden hatten und in ihren damals für märchenhaft geltenden Willen thronten.

Aber märchenhafter war es jetzt diesseits zwischen den hohen stolzen Bäumen, unter denen Franz Schubert seit einigen Minuten entlang schritt.

Noch vor wenigen Jahrzehnten hatten an der westlichen Uferseite verwilderte Gärten mit morschen Gartenhäuschen und weiter hinaus sogar Wiesen und Kartoffelfelder gelegen,

aber unter dem modernen Zug nach Westen war jede Erbscholle mit einem Geldstück bedeckt worden und jetzt erhoben sich hinter parkähnlichen Anlagen kleine Schlösser, deren Schönheit den Zauber der Alhambra wiedergab.

Harvestehude. —

Es war stille unter den dunklen Bäumen der Allee.

Wohl fuhr bisweilen ein elektrischer Wagen heran; denn die Stadt dehnte sich noch weiter bis Eppendorf hinaus; aber es war, als ob in diesem Viertel die Räder geräuschlos dahin-glitten, und es wurde fast nirgends geläutet und gepfeifen. Der tief eingewurzelte Respekt, den die größte Handelsstadt Deutschlands vor dem Reichtum hegte, kam auch in dem Gebaren derer zum Ausdruck, die den Geldstrom nur an sich vorüber-fluthen sahen.

Sie sollten nicht gestört werden, die Könige des Kapitals, wenn sie aus ihren Kontors heimgekehrt waren, um nach alter Sitte im Schooße der Familie zu weilen; es war wohl auch mancher Sieche und Kranke unter ihnen, dem bei der Jagd nach Erwerb der Athem ausgegangen war.

Ober der Taft des Herzschlages.

Und dann waren sie tiefer zu beklagen als ein Mann, den der Richterspruch auf Lebenszeit hinter die Gitterstäbe des Kerkers gebannt hat, oder als ein Mann, der einsam in schau-riger Nacht auf einer Eisscholle am Nordpol treibt — denn keine Ausgangspforte des Lebens ist dunkler als die eines son-nigen Daseins.

Franz blieb stehen und deckte einen Moment seine Hand über die Augen.

Es gibt nur so wenige, die an ein Jenseits nach dem Leben glauben, es gibt so unzählige, die alles auf die Karte in ihrer Hand setzen.

Ist es nicht entsetzlich, ihnen dies eine und einzige aus den Fingern zu reißen?

Aber es sollte ja kein Mord und Todtschlag begangen werden!

Es war überhaupt die nächste Stunde so dunkel und räth-selhaft wie jene Wasserfläche, die von den ziehenden Wolken und von der sternlosen Nacht tiefschwarz gefärbt wurde.

Wenn aus dieser Tiefe urplötzlich ein Meerungeheuer em-porwachte oder das gedumste Antlitz einer Leiche, so konnte keinem eine Schuld daran beigemessen werden, und es war ein Zufall, wie sie gleich Mädenschwärmen das Leben der Men-schen umsummen.

Da kam ein Kind.

Ein kleines, schlicht gekleidetes Mädchen mit einem Paket Zeitungen über dem Arm. Es ging wohl von Haus zu Haus und wußte alle Adressen — sie konnte ganz gewiß auch sagen, wo der reiche Konsul Marxen seine Villa hatte. Denn Franz Schubert war ohne Plan fortgegangen, fast wie ein Traum-wandler, der den nächsten Schritt nicht kennt, und es war ihm nicht beigefallen, irgendwo das Adreßbuch zu Rathe zu ziehen.

Er wollte das Kind anreden, und dann begann er sich den- noch und ließ es vorübertrippeln; dieses Gesichtchen war gar zu süß und unschuldig; es mußte peinlich wirken, wenn die Kleine ihr Händchen aufhob und arglosen Bescheid gab.

Dann kam ein Konstabler.

Es glich einem Tollhänslergebanten, die eigene, unter Tau- senden kenntliche Bißage diesem Manne des Gesetzes zu zeigen und eine Frage zu stellen, die vielleicht vierundzwanzig Stun- den später in allen Blättern von Hamburg beleuchtet wurde; es war ein ähnlicher Streich, wie jener andere vor wenigen Wochen, als der Verurteilte sich für den Verfolger ausgab.

Aber damals hatte Franz Schubert Lust verspürt zum grimmbigen Scherzen — heute in dieser einsamen Abendstunde war das anders.

Auch der Beamte ging vorüber und blickte kaum auf.

Aber jetzt!

Ein Dummer, ein „Butjer“, wie die Hamburger zu sagen pflegen, ein arbeitscheues Subjekt schlimmster Sorte und doch vielleicht einer, der noch nichts Ernstliches auf dem Kerbholz hatte.

Der Kerl saß auf einer Bank und hatte die Fäuste in den Taschen; er konnte sich hier wohl bei Tage, und er schlief hier vielleicht bei Nacht, wenn anders die hohe Polizei ihm seine Ruhe gönnte.

Franz blieb stehen und fragte nach der Villa des Konsul Marren.

„Wollen Sie was von ihm?“

„Ja.“

„Dann seh'n Sie man zu, wie weit Sie mit ihm kommen; es ist das sechste Haus von hier, mit den beiden weißen Bistern vor der Thür. Aber Sie müssen was hart auf den Knopp drücken, er läßt nicht jeden ein.“

Die letzten Worte waren von einem kurzen, spöttischen Sa- chen begleitet und deuteten auf einen besonderen Umstand hin, der in der Nachbarschaft und vielleicht über diese hinaus all- gemein bekannt sein mußte.

Schubert war schon im Weitergehen begriffen, aber er drehte sich noch einmal um und fragte:

„Konsul Marren ist wohl ein bißchen — wunderlich?“

„Die Leute meinen, er könnte noch einmal verrückt werden. Er muß vor irgendwas Angst haben, das ist sicher; denn er hält sich eingeschlossen und will von keinem was wissen. Na, es kommt ja auch mitunter vor, daß hier in Hamburg einge- brochen wird.“

Mehr mochte der Mann nicht sagen, oder mehr wußte er nicht. Er stand auf und schlenderte in der dem bezeichneten Hause entgegengesetzten Richtung davon, und es schien, als ob er der letzte Passant dieser ohnehin schon so stillen Straße ge- wesen sei; denn Franz begegnete im Weiterstreiten keiner ein- zigen Menschenseele.

Vom Hamburg herüber schlug es elf Uhr, und da kam das sechste Haus, von dem der Bannbruder gesprochen hatte.

Die Villa war weit zurück in den Garten gelegt, und das hohe Eisengitter des letzteren hatte ein schweres, kunstvolles Thor, dem man schon ohne weiteres den festen Verschluss ansah.

Ueber dem vorgebauten Portal des Hauses hing eine elek- trische Bogenlampe und beleuchtete grell die weißen Marmör- leiber von zwei mächtigen Sphingen, die an beiden Seiten der Freitreppe mit vorgestreckten Pranken ruhten.

Der nackte weibliche Oberkörper dieser Märchengestalten war prachtvoll modelliert und schien unter dem zitternden Lichte der Bogenlampe von geheimnisvollem Leben zu pulsieren; die sinnlich gewölbten Frauenlippen wurden von einem leisen, räthselhaften Lächeln umschwebt und die starken Brüste streckten sich herausfordernd in die Nacht; der Künstler hatte die Leidenschaft einer dämonischen Natur mit wunderbarer Realistik zum Ausdruck gebracht, und nur der rohe Sinn eines gänzlich ungebildeten Menschen konnte für diese Thürwächter den verächtlichen Ausdruck „Bister“ erfinden.

Franz Schubert stand einige Sekunden in tiefes Sinnen versunken.

Das war wohl nur ein Gaukelspiel seiner Sinne, aber er glaubte in den Bügen der einen Sphinx — oder in den Bügen beider? — eine Aehnlichkeit mit Senta zu entdecken, und er wurde nur durch die vom Kopfe abwärtsfließenden Linien in Verwirrung gesetzt, weil er das Haupt des verführerisch schö- nen Weibes niemals anders als über einer modernen Kleider- hülle gesehen hatte.

Aber seine Phantasie erregte das.

„Sie ist bereit, im Nu die Krallen einzuschlagen“, sagte er halblaut, „wehe dem Mann, der diese Räthsel lösen will!“

Die Möglichkeit, überrascht zu werden, gab ihm sein köh- les Denken zurück; er überschaute die Front der Villa und sah nirgends Licht.

Aber jener geheimnisvolle Instinkt, den der Mensch in Au- genblicken höchster Spannung vom Thier entlehnt, sagte ihm auch, daß die Bewohner dieses schweigenden Hauses noch nicht alle schlafen konnten, daß irgendwo noch eine stille, einsame Lampe brennen mußte, deren Besitzer es nur vorzog, ein von der Straße abgewendetes Gemach zu bewohnen und auf diese Weise selbst seinen Schatten der Außenwelt zu entziehen.

Die Häuser von Harbestehude lagen nicht alle mit ihren Grundstücken unmittelbar nebeneinander; der exklusiv vor- nehme Charakter kam auch in der isolirten Lage zum Ausdruck, und daher lief auch neben Konsul Marrens Garten ein schma- ler Weg herauf, der bis an die Hinterfront der Villa führte.

Schubert schlug ihn ein, ohne den Versuch zu machen, das nach der Straße zu gelegene Gitterthor zu öffnen.

Dieser Pfad war so schmal, daß von beiden Seiten die üp- pigen Büsche herübergragten und ihm mit ihren regenschweren Zweigen die Stirn streiften; aber er hatte damit zugleich das Bewußtsein, in eine einsame und schweigende Wildnis einzudrin- gen, in der ihm niemand begegnete und wo ihn keiner von der Straße aus entdecken konnte.

Es war ihm selbst noch nicht klar, was er hier wollte, aber er fachte ein paarmal in die Brusttasche, wo ein scharfgeschlif- fenes Dolchmesser steckte, und ihm kam nur der Gedanke, daß vielleicht irgend eine Hundebestie ihn überfallen könnte, der er dann mit Wollust die Klinge in den Wanst rennen wollte.

Oder ein Mensch? —

Es kam niemand, nicht einmal das Murren eines Hundes wurde laut.

Aber in dem Hintergarten der Villa schien wirklich ein mattes Licht.

Das kam nur aus einem einzigen, vornehm breit angeleg- ten Fenster, welches unmöglich zu den Gesimseräumen gehören konnte; denn die Villen von Harbestehude besaßen ganz gewiß Kellergeschosse für die Dienerschaft; es war ausgeschlossen, daß ein stolzer Kaufmann Hamburgs mit seinen Untergebenen Wand an Wand wohnte.

Eine kleine angelehnte und sorgfältig geölte Pforte.

Die Gehörner dieser Millionäre waren zu verwöhnt, um das Knirschen rostigen Eisens extragen zu können, aber ihre glänzend bezahlten Diener waren nicht pflichttreu genug, um alles zu verschließen, was der Herr verschlossen haben wollte; Hunde waren wohl treuer und wachsamer gewesen, aber Franz Schubert betrat den Garten, ohne auch nur einen ein- zigen Laut in seiner Umgebung zu vernehmen.

Das Fenster!

Der Eigentümer dieses Hauses mochte so vorsichtig und misstrauisch sein, daß er mit Wissen und Willen keinen fremden Menschen in seine Nähe ließ; aber er mußte seine Einsamkeit für undurchdringlich halten; denn er hatte es nicht einmal der Mühe werth gehalten, das Fenster seines Arbeitszimmers zu verhüllen.

Schubert sah in ein großes, dunkelgetäfeltes Gemach, in dessen Mitte ein elegant gearbeiteter Diplomaten Schreibtisch stand.

Eine elektrische Kontaktlampe, die das rothe Tuch der Tischplatte überstrahlte, war die einzige Beleuchtung des Zimmers, obwohl ein großer Kronleuchter von der Decke nie- derhing und mit einem einzigen Druck des Hebels entflammt werden konnte, und die gedämpfte Kuppel dieser Lampe ließ so wenig Licht durch, daß nur der Kopf des am Schreibtisch sitzen- den Mannes beschienen wurde.

Dieser dafür freilich desto heller und markanter.

Franz Schubert hatte das Gesicht zum letztenmal unter Verhältnissen gesehen, die sich in ihrer peinigenden Schärfe mit der gesammten körperlichen Umgebung dem Gedächtnis so tief und unauslöschlich einprägen, daß wir in der tiefen Nacht ei- nes Lebens, unter dem Geschütz einer Schlacht, ja an der Schwelle des Grabes jede Linie nachzuziehen vermöchten.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Brandmüllers Nerven.

Erzählung von B. Rittweger.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

„Danke, danke, ich weiß, ich habe auch keine Zeit — vielen Dank für die Auskunft —“

„Ja, und Sie brauchen keine Angst zu haben. Immer handelt es sich ja nicht um solche Sachen. Neulich übte unser Mieter sich auf einen Studenten in Alt-Heidelberg ein, der einen Lachschwipps hat. Das war köstlich! Wie der Kerl lachte, stundenlang — man muß' ordentlich mitlachen! Und vor ein paar Tagen, da hatt' er die Rolle eines Verrückten. Na, das war allerdings grauslich. Meine Mite

Konnt' die Nacht darauf gar nicht schlafen. Im ganzen geriert's und aber nicht."

"Und der Herr macht seine — Studien immer um diese Tageszeit?"

"Ja, gewöhnlich. Wissen Sie — vormittags hat er Probe, abends Vorstellung — na ja, da haben Sie's. Uebrigens wirklich für'n Schauspieler sehr solid. Er ist extra so weit herausgezogen, um recht ungestört zu sein." Der Oberlehrer steigt, nachdem er sich verabschiedet, sehr nachdenklich wieder eine Treppe tiefer. Am andern Morgen räumt er noch einmal um. Das Wohnzimmer wird zum Arbeitszimmer, dieses zum Wohnzimmer. Nun wird er doch endlich eine bleibende Stätte für seine Ruhe gefunden haben!

Am folgenden Nachmittag geht er mit neuem Mut an seine Novelle, in der sicheren Hoffnung, ein tüchtig Stück vorwärts zu kommen. Da — o Schrecken, o Graus — diesmal bringen von unten her Töne an sein Ohr — durchdringende Töne, ohrenzerreißend, herzerkütternd — mehrstimmiges Kindergeschrei! Das junge Ehepaar — ja so — junge Ehepaare haben oft kleine Kinder. Und kleine Kinder schreien, selbst bei „ruhigen feinen Leuten". Aber er, der Oberlehrer, hat als Junggeselle doch wahrlich keine Verpflichtung, das Gröhlen solcher Würmer mitanzuhören. Während reut er hin und her, seinen Zorn durch besonders energisches Austreten Luft machend, schimpfend und polternd. Da schellt's draußen an. Er öffnet und ein zierliches Dienstmädchen spricht mit einem Knick in schnippischem Ton: „Eine Empfehlung von meiner Frau, und meine Frau ließe den Herrn doch sehr bitten, nicht so laut zu sein. Unsere Kleinen, die könnten sonst nicht einschlafen."

"Zum Ruduck, was gehen mich Ihre Kleinen an! Wieviel sind's denn eigentlich? Es ist ja ein Geschrei, als wenn 'n ganzer Wald voll Affen losgelassen wäre —"

"Hilff! — wie komisch! 'n Wald voll Affen! Ne, es sind nur unsere Zwillinge, Mädelschen, dreiviertel Jahr, und sehr kräftig für Zwillinge, und wenn die Grete schreit, nachher fängt die Vifel auch an, und wenn die Vifel schreit, tut's die Gretel, und wenn sie alle beide schreien, nachher brüllt gleich der Hans. Das ist unser Junge; er ist zwei Jahr und ein Monat, und er hat so'n weiches Gemüt. — Sie sind überhaupt süß, unsere drei —"

"Halten Sie gefälligst den Mund. Das geht mich nichts an." Während schlägt Dr. Brandmüller die Tür zu, dann sinkt er vernichtet auf's Sofa, birgt sein Haupt in beide Hände und denkt nach, eifrig und angestrengt. Hier kann er nicht bleiben, auf keinen Fall. Alle drei Räume hat er durchprobiert hier im Haus der „ruhigen Leute". Was nun? Nur die Wahl zwischen der Taubstummenschule, den Studien eines Schauspielers und dem schreienden Trio da unten — entsehl! Und dabei versichert das Mädchen noch: Sie sind überhaupt süß, unsere drei! — Jetzt scheinen sie übrigens zu schlafen, die Würmer! Wie das wohl aussehen mag, so kleine Krabben in süßem Schlummer? hm, Kollege Rottenbach hat ihm ja vor ein paar Jahren 'mal seinen Erstgeborenen vorgeführt in der Situation. Es hatte hübsch ausgesehen, wirklich hübsch! So'n rosiges Bündel hatte in den weißen Kissn gelegen, und der glückliche Vater hatte bewundernd an der einen Seite gestanden, die Mutter an der andern, und es war eine Herrlichkeit gewesen, und die zwei Leutchen hatten sich geberdet, als zeigten sie ihm mindestens ein Wunder aus Tausend und einer Nacht. hm, ja! Sonderbar, daß die Erinnerung an die kleine Szene ihn so mächtig packt. Ihn, den eingeleichteten Junggesellen! Ob's nicht doch —? Der Oberlehrer springt auf und ruft: „Wenn schon, denn schon! Andern Leuten ihre Krabben schreien zu hören, dafür dank' ich höchstens. Hier kann ich ja doch auf keinen Fall bleiben — ich muß — ich will — ich werde —" Er reißt den Hut vom Ständer, den Ueberzieher, und nach ein paar Sekunden ist er auf der Straße. Und nach einer halben Stunde schellt er bei der Kanzleirätin an. Fränzchen öffnet ihm. Wie blaß das Mädel aussieht, und wie lieb. „Ist die Frau Mama zu sprechen?"

„Gewiß," flüstert sie — „bitte." Und dann sitzt der Oberlehrer bei seiner alten Wirtin. — Das Fränzchen ist nicht mit eingetreten, und nach einem zur Einleitung dienenden nachträglichen Neujahrswunsch fängt er an zu erzählen, allerlei tolles Zeug durcheinander, von taubstummen Kindern, und von einem Schauspieler und von — nein, von schreienden kleinen Kindern spricht er nicht. Ob seine Zimmer noch frei sind, fragt er ziemlich unvermittelt, und als die Mätin die Frage feujzend bejaht, springt er auf und spricht mit feierlicher Verbeugung: „Meine liebe, verehrte Frau Kanzleirätin, ich bitte um die Hand Ihrer Tochter Fränzchen. Und ich hoffe, wir haben alle drei Platz in diesen schönen, be-

haglichen Räumen, die ich nie hätte verlassen sollen. Ober hoch, denn wenn ich sie nicht verlassen hätte, wär' ich ja gar nicht zu der Einsicht gekommen, daß ich ohne Fränzchen — ja, beste Frau Kanzleirätin, glauben Sie denn, daß sie mich nimmt?" „Da müssen Sie das Kind selbst fragen, Herr Doktor," meint die würdige Dame mit feinem Lächeln und verläßt das Zimmer. Und dann tritt das Fränzchen ein und — na ja!

Das Geräusch der Großstadt hört fortan den glücklichen Bräutigam so wenig in seinem Schaffen, daß seine italienische Novelle schon nach ein paar Wochen fertig liegt, und bereits ist eine neue in Angriff genommen. Er muß sehr fleißig sein, denn das Honorar muß diesmal für zwei Menschen reichen zur Hochzeitsreise nach dem Land der Mitternachtsstunde.

W



Zur Geschichte des Postwesens. Aus kleinen Anfängen hat sich die Post zu dem weitverzweigten und komplizierten Körper entwickelt, den sie heute darstellt. Schon das früheste Altertum kannte die Institution eines Nachrichtenverkehrs, der durch schnelle Läufer besorgt wurde. So gab es in Aegypten, Assyrien und Medien eine solche Art Postverbindung, und ebenso gehört sie in China zu den ältesten Einrichtungen. Nach den Berichten von Herodot und Xenophon fand die Post bereits unter Cyrus in dem ungeheuren Perserreich eine gewisse Ausbildung, die unter seinen Nachfolgern fortbestand. Ueber das ganze weite Reich waren Stationen verteilt, auf denen stets Boten und frische Pferde warteten. Regen, Schnee, Finsternis und widrige Wege durften die Kuriere nicht abhalten, so daß sehr schnell eine Nachricht, von vielen Händen weitergegeben, durch die Lande lief. Unter Cäsar war die Bestellung in Gallien und Italien bereits eine so prompte, daß von zwei Briefen, die er aus Gallien nach Rom an Cicero sandte, der eine in 26, der andere in 28 Tagen ankam. Auch hier wurde mit großer Eile die Vorfahrt an den einzelnen Stationen stets einem neuen Boten übergeben, der die Pflicht hatte, eine Strecke in rasendstem Tempo zurückzulegen. So konnte eine Kunde, die morgens etwa im heutigen Orleans war, am Abend schon bei den Aocernen in der heutigen Auvergne sein. Augustus gab diesem Dienst der Kuriere eine besondere Ausdehnung. Die Boten, die mit besonderen Diplomen ausgerüstet waren, mußten von allen Leuten Verköstigung und Hilfe erhalten. Doch waren all dies hauptsächlich nur Träger von offiziellen kaiserlichen Nachrichten. Die Privatleute mußten ihre Briefe durch einen Sklaven, einen Freund oder irgend einen Fremden besorgen lassen, und das waren keine sicheren Bestellungen, so daß man in Briefen des Seneca oder Plinius oft Klagen über verspätete oder verloren gegangene Briefe lesen kann. In der späten römischen Kaiserzeit mußten, wie alle die anderen Einrichtungen, auch die Postverhältnisse eine große Differenzierung und Verfeinerung erfahren haben. Es gab eine Post für die Verwaltung und den Fiskus, eine besondere Post für das Militär und eine Post für Privatpersonen. Die seltenen Eckerbissen, die damals aus den entlegenen Weltteilen wohlbehalten nach Rom kamen, legen für die Bequemlichkeit der Post ein gutes Zeugnis ab. Diese Methoden der Beförderung von Nachrichten von Station zu Station durch verschiedene Boten, bestanden sehr lange. Bei den Türken, so erzählt der byzantinische Geschichtsschreiber Chalkondylos, hatten die Kuriere, deren Pferde müde waren, das Recht, dem ersten besten Reiter, dem sie begegneten, sein Pferd fortzunehmen. Natürlich wurde mit diesem Privileg viel Mißbrauch getrieben und mit dem Pferde wurden zugleich auch die Kleider, Edelsteine und das Geld fortgenommen. In Italien richtete Theoderich der Große wieder einen regelmäßigen Postdienst ein. Im Mittelalter entwickelte sich dann der Nachrichtendienst in den verschiedenen europäischen Staaten verschieden, doch bestand lange keine Post für Privatleute, sondern die vielfach getroffenen Einrichtungen bezogen sich nur auf die Beförderung staatlicher Nachrichten. Die einzelnen mußten sich zu helfen wissen; so hatten die Studenten an den Universitäten Frankreichs und Deutschlands ihre ganz speziellen Kuriere, durch die sie an ihre Familien Nachrichten sandten. Unter Ludwig XIII. wurden die königlichen Vorfahrten — die bis dahin nur von Fall zu Fall ausgesandt worden waren — nun periodisch durchs Land entsandt; zugleich wurde ihnen auch gestattet, Privatbriefe mitzunehmen, so daß nun eine Verbindung der königlichen Posten mit dem Nachrichtendienst für Privatleute begann. Unter Ludwig XIV., wo so viel für den König und so wenig zur Annehmlichkeit seiner Untertanen geschah, lag die Privatpost wieder recht im argen, und das besserte sich nur allmählich. In Deutschland hatten schon die Klöster und dann die größeren Städte ziemlich regelmäßige Postverbindungen unterhalten. Es bildete sich dann eine kaiserliche, habsburgische Post, die in „Relaisstationen" bestand, auf denen die fürstlichen Feldlager stets frische Pferde fanden. Da nahm dann ein findiges

Geschichte, dem die ersten Begründer eines geordneten Postsystems, Franz und Bernhard Taxis, entstammten, die Verwaltung der deutschen Post in die Hand und wußte sie auf Grund eines Reichsmonopols höchst glücklich auszuüben. Im Jahre 1516 ging zum ersten Male eine allgemein benutzbare reitende Post von Wien nach Brüssel; weitere Hauptlinien schlossen sich bald an, und diese Taxische Post beförderte auch Privatbriefe gegen bestimmte Taren, und sie richtete feste Kurse und Zeiten der wöchentlichen Ankunft und des wöchentlichen Abgangs ein. Kurz, hier entwickelte sich eine wirkliche Beilepost. Die Taxische Post machte ganz gute Geschäfte; sie verdiente während des 18. Jahrhunderts nach einer ungefähren Schätzung täglich 16 000 M., hatte also jährlich etwa 5 Millionen Mark Reingewinn, obwohl sie 20 000 Menschen beschäftigte und eine noch viel größere Anzahl Pferde brauchte. Das Haus Taxis hat bis ins 19. Jahrhundert hinein sein mehr oder weniger anerkanntes Monopol behauptet, bis schließlich die Staaten dies Privileg zurückkauften. Das Porto, das die Taxische Post erhob, war wie das aller anderen Posten höchst verschieden und sehr schwankend. Eine bedeutende und entscheidende Neuerung im Postwesen war der Einheitstarif, der von England ausging und dann von allen anderen Staaten übernommen wurde, und der auf die Entwicklung und Ver-

breitung der Post von günstigem Einfluß gewesen ist. Sir Rowland Hill machte den Vorschlag, daß das Porto nur 1 Penny (8 Pfg.) betragen sollte. Dieser Gedanke erschien seinen Zeitgenossen zunächst ganz sinnlos; man glaubte, daß die Post dabei nie auf ihre Rechnung kommen würde, denn die Unterschiede waren groß, und 1817 kostete z. B. in Frankreich ein Brief von Paris nach Versailles 20 Centim. und ein Brief von Paris nach Marseille 1 Fr. Doch es gelang Sir Rowland Hill, allen Widerstand zu besiegen. Im Jahre 1839 wurde der Einheitstarif in England eingeführt, und der Erfolg war ein höchst überraschender. Der Briefverkehr stieg ins Ungeheure, und damit mehrten sich auch die Einnahmen außerordentlich.

Denkspruch.

Lebe so, als ob du im nächsten Augenblick der Welt Lebewohl sagen müßtest, als ob die Zeit, die dir noch übrig gelassen ist, ein unerwartetes Geschenk wäre.

Mark Aurel.

Die Verschiebung des Leuchtturmes bei Wittenbergen.



Das amerikanische System der Häuserverschiebungen ist in Wittenbergen an der Elbe bei einem Leuchtturm zur Anwendung gebracht worden. Die Schwierigkeiten in diesem Falle waren nach manchen Seiten hin viel größere als bei einer Hausverschiebung, wo die Höhe des Gebäudes einer großen Grundfläche entspricht. Um fortgesetzte Baggerungen zu vermeiden, die die Sandanschwemmungen der Elbe nöthig machten, beschloß man die Verschiebung des Leuchtturmes zu bewirken, der, im Jahre 1898 in Eisen hergestellt, ein ungefähres Gewicht von 60 000 Mg. bei einer Höhe von ungefähr 35 Meter besitzt. Die Vorbereitungen für die Verschiebung mußten daher sehr umfangreiche und sehr genaue

sein, trotzdem der ganze eigentliche Akt der Verschiebung nicht mehr als 32 Minuten in Anspruch nahm. Der Thurm wurde nach der vorderen sowohl als auch nach der hinteren Seite, in der Bewegungsrichtung gesehen, durch Drahtseile gehalten, die an Winden angeschlossen, um das Nachlassen oder Anspannen dieser Seile zu ermöglichen. Jedes auch noch so kleine Schwanken des Thurmes mußte vermieden werden. Die eigentlich bewegenden Theile waren ebenfalls starke Sandwinden, deren Drahtseile am Fuße des Thurmes befestigt waren. Unser nebenstehendes Bild zeigt den Leuchtturm, bereits zur Hälfte verschoben.